

(Nachdruck verboten.)

29]

Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

„Wenn man minderwertige Leute aus seinem Kreise ausschneiden sollte, würde man sich eine fatale Majorität zu Feinden machen,“ sagte Hall und lachte leise. „Du bist in-frequent, Leontine, natürlich. Was meinst Du mit Ge-sin-del? Mein Kreis ist gerade so zweckmäßig wie möglich zusammengesetzt. Diese Menschen haben nicht wie wir, wenigstens nicht wie ich, ihre Dummheit und Bosheit eingeblüht, und ohne diese Elemente kann man keine ganzen Menschen wieder hervorbringen. Sie sind töricht und aber-gläubisch, ihre Gehirnzellen liegen noch flach aufeinander wie Geldstapel, sie haben nichts gegeben; aber sie haben den Vogel Kof in sich und die große Seeschlange, ihre Phantasie ist prädarwinistisch, d. h. sie besitzen noch alle Variations-möglichkeiten. Sie sind Gottlob gierig und neidisch und voller Lügen. Es sind tiefe Menschen. Laß sie mir bittet! Natürlich riechen sie nicht angenehm, und es ist gerade nicht das, was ich unter Glück verstehe, mich zwischen ihnen zu bewegen, ihrem Geschwätz ausgesetzt.“

„Ja, aber was willst Du denn eigentlich erreichen?“

„Erreichen? Was kann man weiter erreichen, als sich weniger zu langweilen? Die ganze Erde ist entdeckt — ausgenommen die Pole, auf denen wir ja möglicherweise noch Diamantberge finden können — ich freilich glaube, daß sie flachgedrückt sind — ich bin fast überall gewesen, ich bin spektralanalytisch durch das Weltall gereist, es gibt nichts mehr, keine Hoffnung auf Erneuerung. Warum da die Zukunft nicht in dem Uebernatürlichen suchen? Unsere Entwicklung führt geradezu dahin. Bisher sind wir uns alle darin einig gewesen, das Leben zu genießen, niemand ist aber auf den Einfall gekommen, den Tod selbst zu genießen. Er kann für die Menschheit erobert werden. Du schüttelst den Kopf, Du verstehst mich nicht. Ich bin kein Mystiker, ich denke an den neuen Typus, auf den wir als Folge der Entwicklung gefaßt sein müssen. Woher sollte er sein Material beziehen, wenn nicht gerade aus unseren Abnormitäten, unserer Auflösung? Du weißt wohl, daß der durchschnittliche Verstand der einen Generation so ungefähr den Geisteskrankheiten der vorausgehenden entspricht; wenn Du es nicht weißt, so langweile Dich über die banalen Wahrheiten, die die Denker der Vorzeit mit Aufbietung aller Kräfte hervorbrachten. Oder überzeuge Dich davon, wie sehr Idioten oft Affen ähneln. Gut, ich erwarte, daß meine Entdeckungen in bezug auf den Stoff der Chemie neue Wege erschließen werden, und gleichzeitig hoffe ich, die Menschheit zu der nächsten Entwicklungsstufe vorwärts zu führen — die möglicherweise jenseits dessen liegt, was wir den Tod nennen.“

„Du wirst stets einsam sein, trotzdem, Edmund, selbst „jenseits“. Hast Du mir nicht erzählt, daß Dich nichts so peinigt wie die spiritistische Literatur, die voll von der gewöhnlichsten Erbauungsfaserei ist. Das kannst Du von Deinen Geistern erwarten.“

„Wer sagt, daß ich an „Geister“ glaube? Wenn Du Dir einen Drang-Ultang vorstellen kannst, der an Menschen glaubt, so weißt Du, was ich meine.“

„Ja, aber die Geisterwesen, die wir bei den Sitzungen erscheinen lassen, sind doch tote Menschen, haben früher gelebt.“

„Was verstehst Du unter toten Menschen? Der Tod ist ein physisches Blendwerk. Hier ist der Punkt, auf den ich meine Untersuchungen richte. Ob mich der Kreis, das Medium oder die Geister langweilen, ist eine ganz andere Frage.“

„Ja, Edmund. Jetzt sprichst Du aber doch nicht von

Edmund sah ihn vorsichtig an. Seine Züge ver-schlossen sich.

„Darf ich Dir etwas sagen?“ fragte sie.

„Nein.“

„Ich sage es trotzdem,“ rief sie lauter und mit einem zornigen Aufblitzen in den Augen aus. „Ich will es sagen,

ehe ich gehe. Du sollst ein Ende mit Eld machen, Edmund, Du mußt es. Ihr müßt Euch haben. Ich habe das Recht, Dir einen Rat zu geben. Könnt Ihr Euch denn nicht bes-kommen? Gibt es denn keine Möglichkeit?“

„Es gibt zwei Möglichkeiten,“ sagte Hall und hielt ruhig Leontines robustem Blick stand. „Zwei und nicht mehr.“

„Die eine ist?“

„Daß ich ein Mittel finde, Elds Menschlichkeit zu fesseln. Ich muß die Materialisation stabil machen. Das ist für mich ein chemisches Problem. Leider scheint es, als könne das nur auf Kosten von Mirjams Gesundheit geschehen, vielleicht auf Kosten ihres Lebens. Ich weiß übrigens bis jetzt weder aus noch ein, ich sehe das Problem und weiß, daß es gelöst werden kann.“

„Und die andere Möglichkeit, Edmund?“

Hall zog die Brauen zusammen und sah Leontine gerade in die Augen:

„Es ist die, daß ich auf Elds Seite übergehe.“

Ein Schrei durchzuckte Leontine, aber sie blieb voll-kommen ruhig sitzen, als sei sie besorgt, ihm durch ihre Angst den festen Grund unter den Füßen zu rauben. Sie nickte mit einer klugen und besonnenen Miene.

„Das Experiment solltest Du lieber mir überlassen,“ äußerte sie, und indem ein Gedanke sie durchzuckte, fuhr sie heftig zusammen. Sie veränderte den Gedankengang mit großer Willensanstrengung und fuhr in leichtem Ton fort:

„Ja, mein Freund! Uebereile Dich nur nicht! Ich kann es begreifen, daß Du Eld liebst, sie ist reizend. Dünne ist sie — wie mir scheint — da ist gar nichts. Aber . . . Nun! Wenn Du sie nun also liebst. Du sagtest vorhin, es gebe nur zwei Möglichkeiten, Edmund, — ich finde, da ist eine dritte.“

Sie richtete ihre Augen dreist, fast mit Kälte auf ihn. Er stand fragend da.

„Kaufe das Duzend Plebejer! Kaufe sie, Du hast ja Geld genug, oder Du kannst zu dem Zweck einige Kilo Radium zu Geld machen. Stelle ein Himmelbett mitten im Kreise auf oder baue das Kabinett um . . . so lange Eld materialisiert ist, ist sie körperlich genug, ich habe sie selber befühlt, da ist, was da sein soll. Kaufe sie, stoß ihnen den Mund mit Dukaten, so lange es währt . . . ich werde Mendel-sohn auf dem Harmonium spielen . . . Ach nein, ich will hinaus und auf den Wellen rollen, ich will nach meiner eigenen großen, grünen See hinaus. Ha!“

Mit einem Schnauben und einem Heulen fährt sie von dem Stuhl auf und wirbelt sich um sich selbst durch das ganze Zimmer. Hall legt die Hand über seine müden, geschwollenen Augen. Als er hört, daß sie ruhig wird, sieht er auf. Sie steht neben dem Kabinett und hebt die Vorhänge mit einem Finger in die Höhe, sieht zu dem Divan und den Borten hinein. Reife schleicht sie davon und nähert sich der Orgel, ihre Lippen bewegen sich, sie spricht mit sich selber. Sie schlägt eine Taste an, läßt sie aber wieder los, als habe sie sich verbrannt. Als sie wieder zurückkommt, ist sie gefaßt, aber es funkelt etwas Gefährliches in ihrem Blick, das Hall kennt und wogegen er sich wappnet, indem er jeden Ausdruck in dem seinen ersterben läßt.

Leontine setzte sich, lautlos in allen Bewegungen. Sie preßte beide Arme gegen ihre Brust, sah Hall an, nickte, blinzelte.

„Ich liebe es, geliebt zu werden,“ sagte sie und ihr Kopf bebte auf dem Halse, sie lächelte wie ein Kind. „Ich liebe Wärme, ich liebe Lachen und frische Zähne und sorglosen Appetit. Weißt Du, wenn jemand flüstert: „Ich liebe Dich!“ so werde ich ein reiches Geschöpf, ich werde gut und gehorsam, fast ohne Rücksicht darauf, wer es ist. Das erste Mal, wenn jemand es sagt, zittere ich. — Ach, selbst wenn ich sehr wohl sehe, daß es unwahr oder frech ist — das zweite Mal, wenn er sagt: „Ich liebe Dich!“ werde ich so schwach, so schwach, und das dritte Mal, wenn er sagt: „Ich liebe Dich!“ falle ich wie ein großer Baum. Ja. Aber ist Zwang nicht schrecklich, Edmund — Gewalt? Denke, wenn jemand schlagen wollte, denke, wenn jemand gegen meinen Willen —“

Sie wurde leichenblau.

„Was willst Du nur, Leontine,“ fragte Hall verwundert.

„Was redest Du nur auf einmal?“

„Nichts. Mir ist wohl nicht ganz wohl. Edmund,

glaubst Du, daß ein kleiner Tropfen Whisky mehr schaden könnte, nur ein ganz klein wenig? Ach was?"

Gall schenkte ihr ein wenig in ihr Glas.

„Auf Dein Wohl!“ sang sie, am ganzen Leibe bebend.

„Und auf Wiedersehen, Edmund!“

Sie schwiegen. Draußen lag die Stadt und die Brücke in dem immer gleich glühenden Sonnenschein, ein weißer Ofen, die Stätte der Unseligen.

Leontine saß nervös da und drehte das leere Glas zwischen den Händen, von Gedanken beschwert.

„Wenn Eld nun bewogen werden könnte, ein Jahr lang zu bleiben,“ stammelte sie — „wenn Du etwas aussändig machen könntest, daß es möglich wäre, und Ihr Euch bekämet, und wenn sie dann ein kleines Kind bekäme, wenn das überhaupt zu denken ist, glaubst Du, daß sie dann das Kind mitnehmen würde, wenn sie verschwände?“

„Wie kann ich Dir wohl Antwort auf so etwas geben!“ lächelte Gall kopfschüttelnd. „Welch ein Einfall von Dir!“

„Ja, es ist natürlich törichtes Gerede. Aber ich habe so oft über dies mit den Kindern nachgedacht — woher kommen die? Du glaubst doch nicht, daß sie schon früher gelebt haben? Sage mir eins, Edmund, — ich setze den Fall — — jetzt bekomme ich wohl keinen Whisky mehr? Nein. Gut, ich setze den Fall, eine Frau stürbe, die ein Kind haben sollte, was dann? Was würde dann aus dem Kinde? Würde es etwas, oder — — oder — —“

Gall schüttelte den Kopf abweisend und müde.

Pause.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein moderner Erfinder und seine Werkstatt.

Zum 60. Geburtstag Edisons.

Von Dr. Franz Hoppe (Berlin).

Die Legendenbildung, der Gang der menschlichen Natur, hervorragende Persönlichkeiten mit dem Schimmer des Märchenhaften, mit wohlgemeinten Uebertreibungen und geheimnisvoller Mystik zu umgeben, trifft meistens nur solche Persönlichkeiten, die längst der Vergangenheit angehören und deren Tätigkeit zumeist auf den Gebieten des Staatslebens oder der religiösen Wandlungen lag und über Generationen und Jahrhunderte fortwirkte. Ganz ausnahmsweise nur gelingt es wohl auch einem Lebenden einmal, die Menschen seiner Zeit durch das Verblüffende seines Tuns, durch seine Alles überragende Persönlichkeit und gleichzeitig durch eine gewisse Abgeschlossenheit seiner Lebensführung so sehr zu interessieren, daß die Phantasie ihr Gewebe um ihn zu breiten beginnt, um sein Leben, das im Grunde ebenso nüchtern und von Verdricklichkeit erfüllt ist wie des Philisters Alltagsdasein, das sich aber von ihm durch die Größe der Ziele und die errungnen Erfolge unterscheidet.

Ausnahmen gibt es aber doch zuweilen. Mit Werner von Siemens, dem ehemaligen preussischen Artillerieoffizier, der die Dynamomaschine erfand und dadurch das Fundament für die gesamte moderne Elektrotechnik legte, beschäftigte sich die Einbildungskraft zwar ebensovienig, wie mit dem unglücklichen Erfinder der Schiffschraube Josef Ressel, den die ewig mit Geistesblindheit geschlagene Polizei seines Vaterlandes daran verhinderte, seine bereits gefundene Erfindung weiter auszubauen. Es muß noch ein Stück Jugendromantik, das Geborensein in den untersten Lebensumständen, und ein Emporstreigen aus der Tiefe, das von Millionen nur einem gelingt, dazukommen, dann verzeiht die öffentliche Meinung dem Genie, daß es sich mit praktischen, technischen Dingen beschäftigt hat.

Einer von diesen wenigen Bevorzugten ist Thomas Alva Edison, der am 10. Februar 1907 sein 60. Lebensjahr vollendet. Im Alter von 12 Jahren ein bettelarmer Junge, der an den Eisenbahnzügen entlang laufend, Zeitungsnummern zum Verlaufe ausschreit, zehn Jahre später in leitender Stellung am Zentralk Telegraphenamt in Boston und im Alter von 28 Jahren bereits ein weltberühmter Erfinder, dem die goldenen Millionen in den Schoß zu regnen beginnen. Ein amerikanisch im höchsten Sinne des Wortes, aber auch ein Schicksal, bei dessen Schmiedung Glück, Fleiß und Genie zusammenarbeiteten, das Schicksal eines Selbmademannes von größter Originalität, und schwerwiegender Bedeutung — ein neuer Benjamin Franklin, zwar ohne politische Neigungen, im übrigen aber in verbesserter Auflage und in der elektrischen Beleuchtung des 20. Jahrhunderts.

Es heften sich heute an Edisons Namen zahllose anekdotische Geschichten, die ihn als modernen Phantast zeigen.

Auch wenn man alle diese phantastischen Märchen streicht, bleibt in Edisons Leben genug des eigenartigen übrig, besonders wenn man berücksichtigt, daß sich heute auf der Grundlage der

überall ins Gewaltige gehenden amerikanischen Verhältnisse zwar noch ein von Fortunas Gunst getragener Spekulant, nur sehr schwer aber ein Autodidakt der Technik und Naturwissenschaften zum Multimillionär und zu anerkannter, wissenschaftlicher Bedeutung emporringen kann.

Zu Milan in Ohio als Sohn eines holländischen Vaters und einer schottischen Mutter geboren, verlebte Edison seine frühe Jugend in Port Huron, dem Hauptort der County Saint-Clair, in deren belebtem Handelshafen schon damals mancherlei technisch Interessantes zu sehen war. Da er nicht in der Lage war, eine höhere Schule zu besuchen, arbeitete er als Autodidakt zu Hause alle ihm in die Hände kommenden Bücher durch, unter denen ihn besonders solche, die die Chemie zum Gegenstand hatten, mit Recht anzogen. Vom zwölften Jahre an hatte er für sich selbst zu sorgen. Er zog in ein kleines Nest bei Detroit und verkaufte an der Grand-Trunk-Eisenbahn, wie schon erwähnt, seine Zeitungen. Im Alter von 14 Jahren, als er als Zeitungsverkäufer mit den Fernzügen fuhr, versiel er auf den Gedanken, im Zuge selbst mit einer Handpresse eine kleine Zeitung herzustellen, die er unter dem pompösen Titel Grand-Trunk-Herald betrieb. Wichtigere aber war ihm seine geliebte Chemie. Er richtete sich insgeheim ein kleines Laboratorium im Bahnwaggon ein und experimentierte dort — ganz wie Justus von Liebig bei seinem Apotheker — so lange, bis eines Tages eine Explosion erfolgte und der Wagen in Brand geriet, was selbstverständlich seiner Karriere als newspaperboy (Zeitungsjunge) ein jähes Ende bereitete. Er hatte zu seinem Glück inwischen telegraphieren gelernt und erlangte eine Stelle am Telegraphenamt in Port Huron, ging aber schon 6 Monate später außer Landes nach der kanadischen Seite des Saint-Clair-Stuffes, wo er in Stratford Nachrichtenversteher wurde. Als er später in Adrian im Staate Michigan in derselben Stellung arbeitete, begann er mit der Errichtung einer kleinen mechanischen Werkstatt, die er bald darauf nach Indianapolis verlegte.

Hier glückte es dem 18jährigen, die erste nennenswerte Erfindung des Automatic Repeaters, eines telegraphischen Hilfsapparates, der zwei Linien derart verbindet, daß jedes auf der einen Linie einlaufende Zeichen sofort und ohne Zutun eines Beamten in die andere Linie weitergegeben wird. Viel Geld hat er zwar daraus nicht gewonnen, und so war er als kleiner Beamter noch mehrere Jahre lang zu einem Komadenleben gezwungen, das ihn nach Cincinnati, Memphis, Louisville, New Orleans, wiederum nach Cincinnati und im Jahre 1868 nach Boston führte. Seine erste Erfindung hatte aber doch das Gute zur Folge, daß seine Vorgesetzten auf den hochbegabten Kopf aufmerksam wurden, so daß er 1869 Abteilungsdirektor im Bostoner Telegraphenamt wurde. Wiederum richtete er sich eine Werkstatt, verbunden mit einem Laden für Feinmechanik ein, in dem er einen Gegenprediger erfand. Dieser zur Duplextelegraphie dienende Apparat, mit dessen Hilfe zwei Telegramme zugleich in entgegengesetzter Richtung auf einem Drahte befördert werden sollen, erfüllte jedoch bei seiner 1870 in Rochester bei New York vorgenommenen Erprobung nicht die auf ihn gesetzten Erwartungen. Gleichwohl nahm aber die Gold-Indicator-Company, die telegraphisch vielen hundert Abonnenten aus Würfen- und Spekulantentreisen vierteljährlich die Goldkurse übermittelt, den Erfinder in ihre Dienste und machte ihn bald darauf sogar zu ihrem Superintendenten. Nach weiteren telegraphischen Erfindungen entschloß Edison sich dazu, in Newark, einem westlich von Hoboken gelegenen New Yorker Vororte, eine Fabrik zur Herstellung der von ihm erfundenen Maschinen zu gründen. Auch dieses Unternehmen gab er aber bald wieder auf, um in Menlo Park im Staate New Jersey die berühmt gewordenen Laboratorien zu errichten, in denen er bis 1887 arbeitete und einen großen Teil jener Erfindungen machte, die seinen Namen auf der ganzen Erde zur Popularität brachten. Als ihm auch hier der Raum zu eng geworden war, baute er endlich die ihm noch heute dienenden, großartigen Laboratorien bei Orange, aus denen die technisch durchgearbeiteten Erfindungen zur Verwertung nach den großen, mit den Laboratorien zu einer Aktiengesellschaft verbundenen Fabriken in New York, Schenectady, Newark und Orange gehen.

Edison ist nicht der strenge Theoretiker, der erst, nachdem eine Aufgabe mit Hilfe der Differenzial- und Integralrechnung behandelt ist, an die Durchführung geht. Sein ganzes Denken ist intuitiv und experimentell, wobei er die erfinderischen Grundgedanken schöpft und das weitere den Gehirnen seiner zahlreichen, allerdings unter seiner steten Kontrolle und Anregung arbeitenden Assistenten überläßt. Jede Idee wird durch das hundertsöpfige Personal seiner Institute unter einem geradezu verschwenderischen Aufwande von Material und sonstigen Hilfsmitteln nach allen denkbaren Richtungen durchgeführt, um das praktisch Brauchbare vom Unzulängenden zu trennen und die Goldkörner vom wertlosen Sande auszufischen. Überall und nirgends bewegt er sich in salopper Kleidung — er trägt in den Werkstätten nie Rock und Weste, sondern doppelte Leibwäsche — aufsehend teilnahmslos, die Augen wie traurig verloren in die Ferne gerichtet, durch die Laboratorien. Niemand würde in ihm, dessen welches Gesicht mit schlapp herunterhängenden Hautfalten den Eindruck der Müdigkeit macht, den berühmten Erfinder vermuten, bis irgendwo die Arbeit eines Assistenten, die sein Interesse erregt, den ganzen Mann wie mit einem Schläge verwandelt. Setzt er sich dann selber über ein wichtiges Problem, so arbeitet er, losgelöst von allem und fast unnahbar, seine 38 Stunden ununter-

brochen in einer Tour, streckt sich dann einige Stunden auf ein Sofa hin, um wieder raslos weiter zu arbeiten, so daß er oft eine ganze Woche lang nicht aus den Kleidern kommt. Ohne Temperenzler aus Prinzip zu sein, ist er überaus mäßig im Genuß alkoholischer Getränke und ist noch heute schlecht auf die Franzosen zu sprechen, in deren Lande man ihm einmal glaubhaft gemacht hatte, daß er, um sich gegen Fieber zu schützen, Wein trinken müsse, worauf er Gliederzittern bekam.

Daß nicht alle von Edison gemachten Erfindungen kostbare Perlen sind, ist selbstverständlich. Unter den 900 Patenten, die er bisher gelöst hat, sind nur einige Duzend von großem und bleibendem Werte. Auch sein neuer Akkumulator, der nach den Anpreisungen der Western-Union-Telegraph-Company dem Automobilismus einen neuen und unerhörten Aufschwung geben sollte, leistet nicht die Wunder, die man sich davon versprochen hat. Von großer Wichtigkeit ist dagegen sein Batterietelephon, sein Zugtelephon, das Mikrotelephon (besonders das zur Musikübertragung bestimmte Modell der Western-Electric-Company von 1894), das Aerophon, das Mikrotastimeter (ein Meßinstrument von größter Feinfühligkeit), und das Megaphon. Noch größer sind die Verdienste, die sich Edison um die Einführung des elektrischen Lichtes durch die Erfindung der ersten brauchbaren Glühlampe erworben hat. Wichtige Verbesserungen der Dynamomaschine, ferner der Phonograph, das Kinetoskop und der Mimeograph, einervielfältigungsapparat, der mehr als 3000 scharfe Kopien von einem Originalen gibt, und der Phonograph stammen von ihm. Endlich ist er auch der Erbauer der ersten elektrischen Beleuchtungszentrale. In jüngster Zeit hat er sich der Elektrochemie und Photographie zugewendet, die der Arbeit seines niemals rastenden Gehirnes hoffentlich manchen Fortschritt verdanken werden.

Kleines feuilleton.

Kunst.

e. s. Die Akademie der Künste, die zwei Jahrhunderte hindurch in dem alten Gebäude unter den Linden ihre Stätte gehabt hatte, ist nun in ihr dauerndes Heim am Pariser Platz übergesiedelt. Es ist dies das frühere Palais Arnim, das von einem Nachfolger Schinkels in einfacher und vornehmer Weise in klassischer Manier während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erbaut wurde. Zur Feier der Eröffnung hat die Akademie eine internationale Ausstellung von Werken lebender Mitglieder veranstaltet.

Baurat Ihne hat die Räume hergerichtet. Sie sind einfach und würdig gehalten. Die graue Wandbekleidung wirkt angenehm ruhig. Das Licht ist sehr gut. Jeder Schmutz ist vermieden, so daß die ganze Aufmerksamkeit sich auf die Bilder konzentriert, die mit großer Raumerschwendung gehängt sind. Der einzige farbige Schmutz sind die Lüreinfassungen in grün-weißem Stein. Diese breiten, massiven Lürträumen geben dem Raum etwas Strenges, Ernstes.

Zwölf Säle! Den Kritiker packt ein Grausen. Man hört, die Akademie will akademische Kunstausstellungen als ständige Einrichtung wieder aufrechnen, will also gewissermaßen in das Kunstleben Berlins eintreten. Wo Schulte erst kürzlich sich so ungebührlich erweitert hat, daß jede Ausstellung, die alle drei Wochen wechselt, soviel Bilder umfaßt, wie die ganze Sezession im Sommer zusammen. Zwölf Säle! Und womit werden sie gepflastert werden? Akademische Kunstausstellungen, sagt der Name nicht genug? Wir werden da die offizielle Kunst finden, geboren aus dem Geiste Anton v. Berners. Ist nicht das Künstlerhaus schon akademisch, das heißt langweilig genug? Doch warten wir ab.

Betrachten wir das Gegebene. Bruno Paul, der neue Direktor der Kunstschule am Kunstgewerbemuseum, der damit zugleich Senator der Akademie wurde, hat ein Plakat gezeichnet, das schon bedenklich die Annahme illustriert, diese Luft sei der Kunst nicht günstig. Der berbe und flotte Zeichner ist recht zahm geworden. Er, der einst eines der besten Plakate geliefert hat, das wir haben, das Plakat der Werkstätten mit den roten und braunen Flamingos, hat sich hier die Sache sehr einfach gemacht. Er hat auf schwarzem Grunde den Text in goldenen Lettern geordnet, weiter nichts. Das sieht nicht häßlich aus, aber ein Künstler sollte an solchem hohen Arrangement nicht Genüge finden. Die Ausstellung selbst bestätigt die Befürchtungen. Sie steht unter dem Zeichen einer einöden Ueberfülligkeit. Die Langeweile herrscht in diesen Räumen. Stieße man nicht ab und zu auf ein paar Kostüme, so würde man schließlich gar nicht mehr aufsehen. Diese Kostüme sind: ein vorzüglicher, ernster Liebermann (die „Rehlederinnen“, hell im Lufston, dunkel in den Gestalten, die Größe haben), ein feiner Ujde (aus der früheren Zeit des Münchener Malers, wo er in zarten, grauen Tönen malte) und einige andere. Im Saal der Plastiken findet man mit Erstaunen eine herbe weibliche Statue von Klinger, einige temperamentvolle Porträtköpfe von Rodin, ebensolche von Gildesbrand in großer, strenger Manier, und von Gaul ehrliebe, künstlerische Tierplastiken. Dann kann man unter den Architekturen Hoffmanns stimmungsgemäße, intime Baukunst in dem Kinderasyl in Buch, Messels Museum in Darmstadt, das merkwürdig schwächlich gegen den Wertheimbau wirkt, und Schmitz, in einigen Sälen des neuen Rheingold-Restaurants bewundern. Das ist aber

auch alles. Der Rest ist Schweigen. Und in Anbetracht dessen, daß hier einige Hundert Bilder hängen, ist das sehr wenig, unzulässig wenig. Alles andere ist Durchschnitt, und wenn man es bei Licht besieht: die wenigen Ausnahmen sind nur deswegen hier, weil ihr Ruhm schon so fest steht, daß man gern mit ihm, wenn er auch fremd war, sich schmückt. Muß staatliche Kunst immer diese Physiognomie zeigen? Frauen wir uns, daß wir eine Sezession haben, mit diesem Gedanken verläßt man die Akademie — ein Erfolg, der sicher nicht beabsichtigt war.

Medizinisches.

Ein Mittel gegen das Müdewerden. Wohl alle Menschen haben bereits Bekanntschaft mit dem unangenehmen Gefühl der Ermüdung gemacht. Keiner bleibt davon verschont, selbst der Mäßiggänger kann ihm nicht entkommen, sollte er auch nur vom Uebermaß der Schwelgereien oder Genüsse Ermattung verspüren. Allen diesen scheint eine frohe Aussicht zu winken, vielleicht noch in weiter Ferne, aber die ersten Schritte um die Ermüdung aus der Welt zu schaffen oder sie doch wenigstens zu bekämpfen, sind getan. Es wurde bereits an dieser Stelle berichtet, daß die Ermüdung wahrscheinlich auf Vergiftungserscheinungen zurückgeführt werden muß. Diese Annahme hat in der Tat dank den jahrelangen, mühevollen Arbeiten des bekannten Physiologen Reichardt ihre volle Bestätigung erfahren.

Es ist eine lange bekannte Tatsache, daß der tierische so gut wie der menschliche Körper die Fähigkeit besitzt, sich an die verschiedensten Gifte, ich nenne nur Nikotin, Kaffee, Alkohol, Morphinum, Opium und Arsenik, durch allmähliche Steigerung der zugeführten Dosen derart zu gewöhnen, daß eine sonst absolut tödlich wirkende Menge ohne nennenswerte Schädigung der Gesundheit ertragen werden kann. Und zwar beruht diese Fähigkeit des lebenden Körpers auf dem Vermögen, für jedes eingeführte Gift (Toxin) ein Gegengift (Antitoxin) zu erzeugen, das die schädigende Wirkung des ersteren aufhebt. Nun bildet aber die vorsichtige Natur im allgemeinen gleich mehr Antitoxine als zur momentanen Neutralisierung (Abfättigung) nötig sind. Diese speichern sich im Körper auf und liegen hier für eine eventuelle spätere Attacke als Schutzmittel bereit. Aus dieser Erfahrung ist auch die Schutzimpfung hervorgegangen, wie sie allgemein gegen Pocken und andere Infektionskrankheiten angewandt wird. Denn durch die Impfung wird nichts weiter bezweckt, als im Körper die Bildung eines auf eine Reihe von Jahren wirksamen Pockengegengiftes anzuregen, das bei einer etwa ausbrechenden Epidemie selbständig die eindringenden Krankheitskeime zu vernichten befähigt ist. Die starke Rückdämmung der Pockenerkrankungen seit Einführung des Schutzimpfungs legt am lautesten Zeugnis dafür ab, daß der eingeschlagene Weg der richtige ist. Bekannt ist es endlich jedem, daß Personen, die bereits an Malaria, Scharlach, Keuchhusten usw. erkrankt waren, gegen eine neue Ansteckung so gut wie gesichert sind, eine Erscheinung, die ebenfalls nur durch die Bildung eines im Körper wirksam bleibenden Schutzstoffes erklärt werden kann. Der Laie sagt, der Körper hat sich an die Krankheit gewöhnt. Diese und noch viele andere Tatsachen führten W. zu der Annahme, daß die Ermüdung gleichfalls auf der Wirkung giftiger Stoffe beruhe, die bei Anstrengung irgend welcher Art in den Muskeln durch chemische Zerlegungen entstehen. Seine Versuche bezweckten, zu sehen, ob es nicht möglich sei, diese Toxine auf künstlichem Wege in größerer Menge zu erzeugen und in reiner Form zu erhalten, um ihre Natur genauer erforschen zu können. Zu diesen Experimenten wurden jene unglücklichen Tiere verwendet, die nur dazu geschaffen scheinen, um im Namen der Wissenschaft gemartert zu werden: Meerschweinchen und Kaninchen.

Den Ausgangspunkt zur Gewinnung des Giftes bildet der Ermüdungsakt selbst. So einfach es anfangs ist, ein Tier zu ermüden, so schwer gestaltet sich die Aufgabe, wenn es gilt, durch Ermüdung erhebliche Mengen des Ermüdungstoxins zu gewinnen. Denn beim Ermüden werden nach W.'s Ansicht die in jedem gesunden Organismus zahlreich vorhandenen Antitoxinbildungsstätten sofort zu erhöhter Tätigkeit angeregt und sätigen das Ermüdungsgift gleichsam im Entstehen wieder ab. Ist jedoch die Menge des gebildeten Ermüdungstoxins längere Zeit hindurch eine sehr große gewesen, so werden die das Gegengift absondernden Zellen überanstrengt. Jetzt erst häuft sich das Ermüdungstoxin in dem Maße an, daß an seine Gewinnung gedacht werden kann. Ermüden, das von Zeit zu Zeit unterbrochen wird, führt zumeist nicht zum Ziele. Als zweckmäßigste Ermüdungsart erwies sich ein stundenlanges Rückwärtsziehen der Versuchstiere über einen rauhen Teppich, bis endlich der Ermüdungstod sie von ihren Qualen erlöste. Aus dem Muskelfleisch der so getöteten Tiere wurde dann mittels sehr umständlicher Methoden ein Stoff gewonnen, den die weiteren Versuche in der Tat als das gesuchte Gift erwiesen. Wenn man nämlich von diesem Stoffe einem völlig frischen und gesunden Tier eine Kleinigkeit in die Blutgefäße spritzt, so beginnt es bereits nach wenigen Augenblicken deutliche Zeichen der Ermüdung zu zeigen. Die Bewegungen werden matt, die Körpertemperatur steigt anfangs, um dann rasch weit unter die Normalhöhe zu sinken, ja war genügend Gift eingespritzt, dann tritt bereits nach wenigen Stunden der typische Ermüdungstod ein. Damit war der wichtige Beweis erbracht, daß die Ermüdungserscheinungen in der Tat durch einen Giftstoff hervorgerufen werden, der sich bei Anstrengungen in den Muskeln ablagert. Bedeutet dieser

Nachweis auch zweifellos einen großen theoretischen Erfolg, so wäre damit allein für die Praxis noch nichts gewonnen.

Durch Einspritzen des Muskelgiftes in die Adern von Pferden ist es jedoch B. scheinbar gelungen, auch das ersetzte Gegengift und Heilmittel, ein Serum gegen Ermüdung, zu gewinnen. Sein Verfahren war dabei ein ganz ähnliches, wie es schon lange von Behring zur Erzeugung des Diphtherieserums angewandt wird.

Der Beweis, daß es sich bei dem aus dem Pferdeblut gewonnenen Stoff wirklich um das Ermüdungsgift handelt, wurde folgendermaßen geführt. Brachte man einem Meerfischweiden oder einem anderen Versuchstier durch den Mund oder mittels Injektion (Einspritzung unter die Haut) eine Kleinigkeit des Serums (1 Milligramm ist bereits genügend) bei, so konnte ihm darnach ruhig eine starke Einspritzung des Ermüdungsgiftes gemacht werden, ohne daß sich eine Spur von Mattigkeit oder andere schädliche Folgen bemerkbar machten. Daß auch die körperliche Leistungsfähigkeit beim Menschen durch den Genuß des Serums erheblich gesteigert wird, beweist am besten folgender Versuch, der wörtlich mitgeteilt sei: Ergographenversuch (der Ergograph ist ein von einem italienischen Physiologen erfundener Apparat zur Messung der absoluten Muskelkraft): „Ein junges Mädchen hob am 10. Juli nach längeren sorgfältigen Vorübungen mittels des rechten Mittelfingers 2 Kilogramm 1,533 Meter hoch. Am 13. Juli hob dasselbe Mädchen, nachdem sie viermal 0,25 Gramm Serum in Pastillen genossen, 2 Kilogramm 2,487 Meter hoch. Am 27. Juli, nach vollkommenem Verschwinden des künstlich in den Körper gebrachten Antidotums, hob sie 2 Kilogramm nur 1,670 Meter hoch.“ Wir sehen also, daß die Muskelleistung durch Behandlung mit Ermüdungsserum nahezu verdoppelt wurde. Wochenlang nahm B. selbst täglich Dosen von 1/2 bis 2 Kilogramm seines Mittels, ohne irgend eine Störung des Wohlbefindens zu verspüren, im Gegenteil konnte er eine Erhöhung der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit wahrnehmen.

Welche neue, ungeahnte Perspektiven eröffnen diese Forschungen für jeglichen Sport, Hochgebirgstouren und alle anderen angespannten Leistungen. Bleibt einer ermattet zurück, schnell eine Serumpastille und mit frischer Kraft kann er von neuem beginnen. Der Phantasie ist ein weites Feld gelassen, sich alle Möglichkeiten auszumalen. Doch Scherz beiseite, erweisen sich die Forschungen B.s, und nichts Berechtigt daran zu zweifeln, als richtig, und ist es erst möglich, das Ermüdungsserum in größerer Menge herzustellen, dann kann es in der Tat berufen sein, z. B. im Operationssaal bei Eintritt von Schwächezuständen, doch auch als Heilmittel bei Neurasthenie und zur Unterstützung der Konvaleszenz nach den verschiedensten Krankheiten eine wichtige Rolle zu spielen.

Aus der Pflanzenwelt.

Neue Sagoarten. Der Sago stammt von einer Palmenart, die im Deutschen einfach als Sagopalme, in der Botanik als Metroxylum sago bezeichnet wird. Heimisch ist sie in den Wäldern von Borneo und den benachbarten Inseln. Nach neuen Forschungen, die in einer französischen Zeitschrift zusammengefaßt werden, scheinen sich aber noch andere Palmen der gleichen Familie zur Sagobereitung zu eignen. Die Gewinnung des Sago geschieht derart, daß der Baum am Boden abgeschnitten und von sämtlichen Blättern sowie von den äußeren Schichten der Rinde befreit wird. Dann wandert er in die Werkstatt eines besonderen Präparators, der den Stamm weiter schält, bis nur der Markzylinder übrig bleibt. Dieser wird in Streifen geschnitten, die auf Matten der Sonne ausgelegt werden. Nachdem die Masse getrocknet ist, kommt sie in den Mörser, wird durchgeseiht, dann besudelt und so lange im Wasser gelassen, bis sich die mehligsten Körner am Boden und an den Wänden des Gefäßes abgelegt haben. Nunmehr wird die Flüssigkeit abgeseiht und der Rückstand zwischen zwei Platten gerollt, wodurch seine Bestandteile die runde Form der bekannten Sagokörner annehmen. Diese Körner werden noch mit Dampf behandelt und dann wieder getrocknet. Durch ein erneutes Sieben wird der Sago nach verschiedener Größe des Storns ausgefördert. Der Umstand, daß der ganze Baum der Sagoerzeugung geopfert werden muß, läßt es besonders wünschenswert erscheinen, daß sie nicht auf eine einzige Pflanzenart angewiesen bleibt. Von Wichtigkeit ist die Feststellung, daß verschiedene Palmenarten aus ihrem Stamm einen guten Sago hergeben, wenn sie nur zur richtigen Zeit gefällt werden, nämlich bevor die Bildung der Früchte einen großen Teil des Mehlgehaltes aus dem Stamme herausjaugt.

Notizen.

Der Fall Hildebrandt. Auf die Angriffe, die die sozialdemokratische „Münchener Post“ gegen den Münchener Bildhauer und Klassizisten Professor Adolf v. Hildebrandt wegen seines merkwürdigen Verhaltens als erster Preisrichter in verschiedenen bayerischen Denkmals- und Brunnenkonkurrenzen richtete, hat der Angeklagte überhaupt nicht geantwortet. Ein königlicher Akademieprofessor, Tischgenosse am der Tafel eines Prinzregenten steht eben zu hoch, um auf Anfragen der roten Presse, die seine menschliche und künstlerische Integrität betreffen, Antwort geben zu müssen. Aber der „März“, dem neuen Organ der Leute vom „Grünen Mops“, hat er geantwortet. Einmal durch die offiziöse Dementierkorrespondenz

Hoffmann, die „die Aufstellungen des „März“, soweit zunächst Brunnen- und Denkmäler unter Zuschußleistung des staatlichen Kunstfonds in Betracht kommen, als völlig unzutreffend“ bezeichnet. Aber auch der schönste Bürgermeister Deutschlands, Herr Geh. Hofrat Ritter Dr. v. Vorsch, Münchens erster Konsul, ergreift für seinen schwerbedrängten Freund Hildebrandt Partei und verendet an die bürgerlichen Blätter langatmige Erklärungen, teils „nach den Akten“, teils nach dem Munde des Herrn Professor Hildebrandt. Der von der öffentlichen Meinung des zu stark ausgeprägten Familiensinns Beschuldigte hat nämlich Herrn Vorsch erklärt, daß er als Preisrichter bei der Sendlinger Brunnen- und Denkmalskonkurrenz „den preisgekrönten Entwurf seines Schwiegersohnes, des Architekten Sattler vorher nicht gesehen noch überhaupt gekannt habe.“ Und sein Mandatar Herr Vorsch fügt ahnungslos hinzu, daß „die Entscheidung des Preisgerichts über die Entwürfe des Architekten Sattler genau im gleichen Sinne getroffen worden wäre, auch wenn Professor v. Hildebrandt nicht als Preisrichter fungiert hätte.“ Diese Ahnung wird jedenfalls von einem großen Teil der Münchener Künstlerchaft nicht geteilt. — Zugegeben, daß Hildebrandts Vorgehen durch diese immerhin einseitigen Erklärungen etwas entlastet erscheint, die Tatsache bleibt unbefristet bestehen, daß in mehreren staatlichen Konkurrenzen, wo Herr H. als erster und entscheidender Preisrichter wirkte, nur solche Bildhauer Preise und Aufträge erhielten, die sich bereit erklärten, mit dem Schwiegersohn des Preisrichters zusammenzuarbeiten.

— Ein Mäcen. In Paris ist einer jener Geldmänner gestorben, auf deren Gunst und Laune in der heutigen Gesellschaft Kunst und Wissenschaft so oft angewiesen sind. Man setzt die Freigebigkeit des einstigen Vörsianers Dsiris nicht ungerecht herab, wenn man ihre Wurzeln weniger in einer idealistischen Veranlagung als in den Zufällen seines persönlichen Schicksals und in dem Streben nach gesellschaftlichem Ansehen und Aufsehen sucht. Sein Aufstieg zur Millionärsherrlichkeit war nicht sonderlich erhehend. Daniel Jfla — das war der eigentliche Name des Mannes, dem der Vörsienull den des ägyptischen Gottes verlieh — hatte als ein kleiner, schlauer Banlvollmoss begonnen. Gegen Ende des Kaiserreiches war er an einer arg unsauberen Bankunternehmung beteiligt und als der unvermeidliche Krach eintrat, zog er sich — mit einigen Millionen zurück. Einen Anteil dieses und seines späteren Gewinnes hat er hernach der Gesellschaft in gemeinnützigen Stiftungen zurückerstattet. So widmete er dem Institut de France ein Kapital, aus dessen Zinsen alle drei Jahre ein Preis von 100 000 Fr. für eine bedeutende wissenschaftliche Leistung vergeben wird. Das letztemal hat ihn der kürzlich verstorbene Historiker Albert Sorel erhalten. Dsiris hatte seine Frau und die Kinder, die sie ihm geboren hatte, frühzeitig verloren, und so mochte sich in dem Einsamen der Gedanke festsetzen, in der Nachwelt durch nützliche Werke fortzuleben. Daß er sich daneben zeitweils aufs strupellose Profitmachen verstand, beweist die Tatsache, daß er sein Vermögen in einem Vierteljahrhundert versinfacht hat. Er hinterläßt 50 Millionen Frank, wovon er die Hälfte dem Institut Pasteur gewidmet hat. Auch seine Schlösser und Grundstücke hat er öffentlichen Körperschaften und wohltätigen Anstalten vermach, seine Kunstsammlung dem Staat. Der Kunstgeschmack des Vörsienmannes war allerdings sehr fragwürdig. So ist das schmällich kitschige Denkmal Russets von Mercio, das vor dem Theatre Francais steht, sein Geschenk an die Stadt Paris. Mit Rücksicht auf seine gemeinnützigen Leistungen und wohl auch auf das zu erwartende Legat willigte man, trotz des Protestes vieler Künstler und Kunstverständiger in die Verunstaltung des herrlichen Places. Für sein Grab auf dem Friedhofe von Montmartre aber ließ Dsiris eine Kopie des — Notes von Michel Angelo anfertigen. So zeigt sich die immerliche Fremdeheit des Kapitalismus gegenüber der Kultur gerade am Wirken eines Mannes, der noch lange nicht zu seinen schlechtesten Repräsentanten gehört.

— Ein dänisches Schriftsteller-Legat. Der Kopenhagener Apotheker und Fabrikant Otto Venzon hat dem Literaturhistoriker Georg Brandes an dessen 65. Geburtstag am 4. Februar ein Legat von 25 000 Kronen überwiesen, wovon die Renten — 1000 Kronen jährlich — zur Unterstützung dänischer Schriftsteller dienen sollen. Ueber die Austeilung soll Brandes allein verfügen, und er soll auch seinen Nachfolger ernennen. Der Stifter des Legats ist selbst eine Reihe von Jahren im Nebenberuf als Schriftsteller tätig gewesen. Gleichwohl hat ihm seine Schriftstellertätigkeit, wie er an Brandes schreibt, in 25 Jahren nicht mehr als 20 000 Kronen eingebracht. Als Fabrikant von Apothekerwaren soll er allerdings 50 000 Kronen jährlich verdienen. Er kann es sich also leisten, Brandes hat das Legat, dankend im Namen der dänischen Schriftsteller, übernommen. Sein Antwortschreiben ist in der dänischen Presse veröffentlicht worden. „Social-Demokraten“ bemerkt dazu: „Georg Brandes meint, daß dänische Schriftsteller Herrn Otto Venzon preisen werden, dessen Legat „Jahrhunderte lang“ bestehen werde. Wir unsererseits hoffen, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo weder Schriftsteller noch andere Leute, deren Arbeit etwas bedeutet für die menschliche Gesellschaft, darauf angewiesen sein werden, um dergleichen Unterstützungen nachzujagen, und wo man nicht mehr seinen Namen dem „Vereine der angesehenen Männer“ einberleibt durch diese Art Wohlthätigkeit, wie sie heutzutage in der Errichtung eines Legats erblickt wird.“